

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 19.

Donnerstag, den 6. November.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

## Befehungen.

Novelle

von

Pauline Schanz.

I.

Mitten in Böhmen liegt ein schönes fruchtbares Thal.

Vor zehn bis fünfzehn Jahren war es noch einsam und still dort. Die alten Weiber aus der Umgegend, welche an den Bergen Kräuter sammelten, oder die Kinder des benachbarten Dorfes, welche im Frühling durch die Erdbeeren und im Herbst durch die Haselnüsse herbeigeloct wurden, waren die einzigen Besucher desselben.

Die Vögel fanden immer die alten Nester wieder und konnten ungestört bauen und singen. Sie sahen sich so recht als die Sagner des Thales an.

Doch der Geist unseres Jahrhunderts, wie er so gewaltig vorwärts eilt und mit ehernen Schritten so viele Poesie zertritt, den Dampf und Elektromagnetismus zu seinen Knechten macht, Brücken schlägt über düstere Abgründe und reisende Ströme

und seine Wege durch die Eingeweide der Berge wühlt, die Spinnräder, den Stolz unserer Großmütter, in die Kumpelkammer wirft und über den alten Plunder lacht, wenn auf seinen Wink der dampfende Eisenkoloß zu arbeiten beginnt und hundert Spindeln auf einmal schnurren — der Geist dieses Jahrhunderts hatte auch hieher seine Schritte gelenkt, um seinen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen und die Vögel und die Poesie daraus zu vertreiben.

Die alten Berge schauten sich gar verwundert an, als auf einmal hohe Gebäude vor ihren Augen aufwuchsen, mit schmalen, dicht beisammenstehenden Fenstern und thurmähnlichen Schloten, als Baum um Baum gefällt, die Haselstauden ausgerottet wurden, und der Bach seine Bergisimeinnicht hergeben mußte, als ein großer prächtiger Garten voll köstlicher Blumen und Sträucher angelegt wurde, in dessen Mitte bald ein reizendes Wohnhaus stand.

Von Zeit zu Zeit kam ein Herr, um die umfangreichen Bauten zu besichtigen und jedesmal schien er fröhlicher fortzugehen, wenn er bemerkt hatte, daß die Bauten mehr und mehr ihrer Vollendung entgegen schritten.

Einmal verging längere Zeit, als gewöhnlich, ehe

er wieder kam, und als er dieses Mal aus dem Wagen stieg, war sein Antlitz bleicher als früher, und um seinen Hut und Arm trug er einen schwarzen Flor.

Trüber noch ward sein Blick, als er Alles fast vollendet antraf, und während er an der Seite des gesprächigen Baumeisters das reizende Haus betrat, dessen Inneres ihm so traulich und wohnlich erschien, obgleich noch verschiedene Haufen Hobelspäne, Farbetöpfe und Werkzeuge umherlagen, traten Thränen in die Augen des alten Mannes.

Ach, wie sehr hatte sich sein Herz darauf gefreut, sie, die mit ihm die Kümmernisse und Beschwerden seines mühseligen Lebens getragen, mit ihm und für ihn gearbeitet, gelitten und gehofft hatte, nun endlich in dieses herrliche Thal führen zu können, wo sie die Früchte ihres beiderseitigen Strebens genießen wollten, und im Kreise ihrer Kinder ein sorgenloses zufriedenes Alter zu durchleben gedachten.

Sie war ihm vorangegangen in jenes stillere Thal, von wannen keine Straße zurückführt. —

Er trat an das Fenster eines kleinen, mit grüner Tapete bekleideten Zimmers, welches für sie bestimmt gewesen war, und weinte. Doch da fielen ihm die lieben Drei ein, die sie ihm geboren hatte, für sie mußte er ja noch leben, und in ihnen gab es für das Herz eines alten Mannes noch genug zu lieben, wenngleich er sein Weib begraben hatte.

Der Wittwer reiste wieder ab.

Bald war Alles fertig, in den großen Gebäuden fing es an zu zischen und zu stöhnen: die Maschinen begannen ihre Thätigkeit, Räder und Rädchen sausten und schnurrten, daß die Vögel erschrocken wegslogen, und die Bauerkinder, die vom Dorfe herüberkamen, sich fürchteten und bei den unheimlichen Tönen davon liefen.

Eines Nachmittags kam ein staubiger schwerer gepackter Reisewagen die steilabwärts führende Chaussee, die von Sachsen nach Böhmen führt, langsam heruntergefahren. Auf dem steinigem Wege scharrete das gehemmte Rad, und der Kutscher hatte alle Mühe, die Pferde beim Zügel zu halten.

In dem Wagen saß Herr Berthold, der seine beiden Töchter nach der neuen, böhmischen Heimath brachte.

Die Mädchen steckten die Köpfe zum Wagenfen-

ster hinaus und konnten sich nicht satt an der reichen herrlichen Landschaft sehen, über die der Herbst seine reichsten Schätze ausgegossen hatte. Die Fruchtbäume hatten die Zweige, an denen die rothen Aepfel wie Trauben hingen bis zur Erde herabgebogen, und viele hatten Stützen, um nicht unter der Last des Segens zu brechen.

Von fern lagen die Elbberge so blau und lachend, und dann und wann schauten der Elbstrom wie ein Stücklein blitzendes Silber hervor.

Die Mädchen waren beide noch sehr jung, sie trugen graue Kleider und schwarze Bänder auf ihren Strohhüten. Ach! wie viel hatten sie um die gute Mutter geweint, die sie so sehr geliebt und die so schnell gestorben war!

Auf des Vaters Wange hatten die Thränen Furchen gegraben, die ihn um vieles älter erscheinen ließen als er wirklich war, aber die Mädchengesichter waren trotz Gram und Leid noch so frisch wie ehemals: die Thränen hatten das Roth so wenig von ihren Wangen gewaschen wie es der Thau von den Rosenblättern wäscht.

Gabriele, die jüngste der Schwestern, die von der langen Fahrt am heißen Tage müde und abgspannt war, lehnte sich endlich im Wagen zurück und schloß die Augen.

Leonore schaute nach immer fort; ihr Geist war zu sehr zur Betrachtung geneigt; Alles, was sie um sich sah, war für sie so neu, daß sie nicht an ihre Müdigkeit dachte.

Der Wagen bog in eine Seitenstraße ab und immer reicher und üppiger wurde die Landschaft. Von einem nahen Dörfchen tönte eine Glocke, und die Leute alle, die auf den Feldern beschäftigt waren, ließen die Arbeit liegen, die sie eben im Angriff hatten, beugten die Kniee und beteten mit entblößtem Haupte.

Das Alles machte einen mächtigen tiefen Eindruck auf Leonore, deren Gemüth seit dem Tode der Mutter um vieles reizbarer geworden war als in ihren früheren Jahren. Es war ihr, als stände sie mit den Leuten allen in einer großen, neuen Kirche, deren Dach der weite, blaue Himmel war.

Wie kalt erschien ihr Alles in der Heimath dagegen!

Da knieten die Leute nicht auf offenem Felde und

am staubigen Straßenrande nieder, da grüßten sie sich nicht mit dem frommen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — den ihnen hier die Vorübergehenden zuriefen.

Wie es nun auf den Feldern immer leerer wurde und die Abenddämmerung hereinbrach, und das sehnlich erwartete neue Heimathsthal sich immer noch nicht zeigen wollte, wie Vater und Schwester eingeschlafen waren, da ward auch ihr bang und furchtsam zu Muth, die Bilder, die an ihr vorübergezogen waren, verschwammen und endlich schlief sie ein. —

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn man plötzlich aus einem kurzen Schlase aufgerüttelt wird, sich statt in seinem Bett in einem unbequemen Wagen befindet, und in einer ganz andern Gegend steht, als die war, wo man einschlief.

Als der Wagen hielt, wachte Leonore auf. Auch Gabriele und der Vater waren munter. Es war schon dunkel geworden. In der Ferne sah Gabriele viele erleuchtete Fenster, dunkle hohe Gebäude zeichneten sich am Nachthimmel ab und hinter den Gebäuden hohe waldige Berge. Am Wagenschlag standen fremde Männer, die sie nicht kannte, und es ward ihr so unheimlich zu Muth, daß sie hätte weinen mögen, denn das Weinen hielt bei ihr nicht schwer.

Aber mitten unter Thränen konnte sie auch wieder herzlich lachen, wenn ihr etwas lächerlich vorkam.

Als die beiden Mädchen auf festem Boden standen und sich in der fremden Umgebung scheu und verwundert umsahen, da hörten sie eine Stimme, bei deren Klang ihnen wieder warm und behaglich ums Herz wurde.

Es war Dorothea, die Haushälterin, deren altes, gutmüthiges Gesicht ihnen auf einmal entgegenlachte. Diese war schon seit einer Woche mit den Möbeln und Geräthschaften vorausgereist, um alles vor der Ankunft der Herrschaft einzurichten. Sie hatte es, wie sie sagte, nur der guten seligen Mama zur Liebe gethan, der sie auf ihrem Todtenbette versprochen hatte, die Kinder, welche sie erzogen und gepflegt, nicht zu verlassen. Sonst wäre sie um keinen Preis von ihrer Vaterstadt, wo alle ihre guten Bekannten wohnten, in dieses ihr wildfremde Land gezogen, wo die Leute andere Sitten und Gewohn-

heiten hatten, und für die gewöhnlichsten Dinge kuriose Namen, die sie sich nicht merken konnte.

Nun sie die beiden lieben Fräuleins wieder hatte, waren all' die Strapazen und Mühen der weiten Reise vergessen; sie eilte mit der Lampe in der Hand, so schnell, als es ihre Jahre gestatteten, voran, und die jungen Mädchen folgten ihr.

Die freudigen Ausrufungen derselben, als sie in ihre Zimmer traten, bezahlten sie reichlich für alle ihre Beschwerden, die sie bestanden hatte. Die Mädchen glaubten, sie träten wieder in ihre Stübchen daheim, alle bekannten Gegenstände hingen und standen so, wie es seit ihren Kinderjahren der Fall gewesen war. Der Flügel war ganz auf demselben Platze, der Spiegel, die Guitarre und die Bilder schienen an demselben Nagel zu hängen. So zart und sinnig hatte es die gute Alte ausgedacht, um ihren lieben Mädchen das Heimweh zu ersparen! —

Gabriele war außer sich vor Freude; sie fiel Dorotheen um den Hals und küßte sie, und diese, die die beiden mütterlosen Mädchen liebte, als ob es ihre eignen Kinder wären, vergaß, als sie Gabrielens strahlende Augen sah, daß sie in einem fremden Lande und unter fremder Umgebung wohnen sollte. Auch Leonore freute sich herzlich, aber ihre Freude war still und wortkarg, und so erschien sie kalt neben der stürmischen Ausgelassenheit der Schwester.

Das Lachen fiel ihr noch schwer in Folge des vielen Weinens bei dem Tode ihrer Mutter.

Leonore war eine hohe schlanke Gestalt, das treue Ebenbild der Verstorbenen. Ihr Körper war von schönstem Ebenmaß und ihre Züge waren so regelmäßig und harmonisch, wie die der antiken Venus. Allein diese Schönheit hatte etwas Kaltes, Marmernes, sie riß zur Bewunderung hin, ohne zu erwärmen.

Gabriele war nicht schön, ja, im Vergleich mit ihrer Schwester kaum hübsch zu nennen, obgleich sie dieselben blauen Augen und das volle, blonde Haar hatte wie Leonore. Ihr Mienenspiel war von einer außerordentlichen Lebendigkeit, sie lachte und weinte wie ein Apriltag, fast alle Leute, die sie kannten, waren ihr herzlich gut, sie war des Bruders Liebling und Dorothea hing an ihr mit einer wahrhaft abgöttlichen Verehrung.

Gilg nahm Dorothea den Angekommenen die

Reisefleider ab und führte sie dann zu der gedeckten Abendtafel, wo auch bald der Vater sich einfand.

Früh um vier Uhr war Gabriele schon munter. Sie hatte die ganze Nacht vor Neugierde kaum schlafen können, sie schaute zum Fenster hinaus und ärgerte sich, daß es immer und immer noch nicht Tag werden wollte. Trepp auf, Trepp auf flog sie schon, als es dämmerte, und der Vater und Leonore noch schliefen. Sie sah nach Allem, frug nach Allem und freute sich an Allem, was sie sah und hörte.

Mittags, als Alle bei Tische saßen, wie wußte sie da zu erzählen? Von den Fabrikgebäuden, die sie von oben bis unten durchstrichen hatte, von den ruffigen Gesellen, die so komisch sprachen, daß sie kein Wort zu verstehen vermochte, von den Blumen im Garten, von den kleinen Bauerkindern, die am Berge Holz zusammenlasen!

Leonore war bedächtiger und nahm sich zu Allem, was sie that, mehr Zeit.

Nach Tische ging sie am Arme des Vaters in die Fabrik; die Arbeiter nahmen ehrerbietig die Mützen ab, blickten staunend auf die schöne Gestalt mit den langen blonden Locken und begrüßten sie wie eine Fürstin.

„Wie wird sich Richard freuen, wenn er kommt!“ — war Gabriels steter Ausruf, wenn sie etwas Schönes sah, das ihr gefiel.

Richard, ihr Bruder, war nämlich Gabriels Stolz, der Gegenstand ihrer schwärmerischen Liebe. Er bekam zärtliche Briefe in Menge von ihr, und er war auch nicht unempfindlich gegen diese schwesterlichen Freundschaftsbezeugungen. Hätte sie gehört, wie er im Kreise seiner Freunde von seiner kleinen, lieben Schwester sprach, gewiß sie wäre vor Freuden über und über roth geworden bis unter die goldenen Lockchen auf ihrer Stirne.

Richards Stube auszusmücken, welche er bewohnen sollte, wenn er von Leipzig, wo er studirte, während der Ferien heimkommen würde, hatte sie sich ganz allein vorbehalten, denn sie war auf jeden kleinen Liebesdienst, den ihm ein Anderer erwies, eifersüchtig.

Sorgfältig brachte sie seine Schmetterlings- und Steinsammlungen in Ordnung, stellte seine Bücher in die Regale und hing an den Wänden seine Rap-piere und Pfeifen auf, von der kleinen Cigarren-

pfeife an bis zu dem großen gravitatischen Meer-schaumkopf mit den langen Quasten.

Als sie fertig war, übersah sie noch einmal ihr Werk, dann freute sie sich auf Richard's Ankunft und fing emsig zu sticken und zu nähen an, denn sie hatte noch bis Weihnachten, wo Richard erwartet wurde, für Jedes ein Geschenk fertig zu machen.

Als nun endlich der Ersehnte mitten im Schneegestöber und Wintersturm ankam, da gab es der Freude kein Ende.

Der Vater konnte sich an dem prächtigen Jungen, der ihn schon fast einen halben Kopf überragte, nicht satt sehen, und Dorothea weinte Freudenthränen; sie hatte ihn ja so oft auf ihren Armen in Schlaf gesungen! —

„Wie würde sich die selige Mutter freuen, wenn sie lebte!“ — rief sie einmal über das andere aus, indem sie sich mit ihrer weißen Küchenschürze die Augen trocknete.

Die Ferienzeit brachte für die Familie lauter Festtage. Dorothea buck und briet und Tilly, der große schwarzzottige Neufundländer, den der junge Herr mitgebracht, hatte sein Lebelang noch nicht so gute Tage gesehen.

„Im Sommer ist es ganz hübsch hier“, sagte Gabriele zu Richard, als die drei Geschwister traulich beisammen am Ofen saßen, aber im Winter zum Sterben langweilig. Das Pfeifen und Singen der Maschinen ist unsere einzige Unterhaltung, und die alten Bücher in des Vaters Bibliothek haben wir schon zehnmal durchgelesen.

Sonntags gehen wir nach dem Dorfe, das dort hinter dem Berge liegt, und hören die Predigt und die Messe mit an, denn bis in die nächste protestantische Kirche ist es zu weit, und der Papa läßt die Pferde Sonntags gerne ausruhn.

„Die Predigten im Dorfe sind schön, hinreißend schön!“ — rief Leonore plötzlich, und an ihren blauen Augen stieg eine dunkle, geheimnißvolle Gluth auf, „und wäre unsere Domkirche nur wenig Schritte von hier entfernt, so würde ich nicht da hineingehen, um mich zu erbauen, sondern in das kleine katholische Dorfkirchlein.“

Richard und Gabriele blickten Leonore an, deren Stimme so leidenschaftlich fremd klang, daß sie erschrafen. Diese aber schien im Augenblick nicht da-

ran zu denken, daß sie ihren Geschwistern gegenüber saß. Den Kopf auf die Hand gelehnt blickte sie vor sich nieder.

Richard und Gabriele plauderten harmlos weiter. Sie hatten sich noch Manches zu erzählen und anzuvertrauen, denn die Ferienzeit war schon bald vorüber, und dann kamen viele lange, einsame Winterabende, ehe das schöne Osterfest den lieben Bruder wieder brachte.

So saß die kleine Familie zwischen dem verschneiten Gebirge. Der Sturm jagte die Schneeflocken an den gefrorenen Fenstern dahin und von der Ferne herüber blickten die weißen Bergkuppen ins Zimmer.

Endlich kam der Abschiedstag. Im Hofe hielt der Wagen, welcher Richard nach der nächsten Poststation bringen sollte. Dorothea eilte herbei, mit Proviant auf wenigstens acht Tage beladen, welchen der junge Rufensohn jedoch mit freundlichem Lächeln zurückwies und sich lieber statt dessen eine duftende Havannacigarre anzündete. Nachdem er die Schwestern herzlich umarmt und geküßt hatte, stieg er in den Wagen.

Langsam und einformig zogen nun die Tage vorüber.

Des Sonntags früh tönte aus der Ferne das Kirchenglöckchen, und die Mädchen folgten dem Rufe, wie sie es von Kindheit auf gewohnt waren. In ihre Pelzmäntel gehüllt, scheuten sie Wind und Wetter nicht und mit frischen rothen Wangen kamen sie ins Dorf. Klein und unscheinbar stand das Kirchlein mitten unter den verschneiten Gräbern.

Silberne Todtenkränze und weiße flatternde Bänder waren d'rin aufgehangen. Das Christusbild am Altar war roh aus Holz geschnitten und bemalt, aber die schlichten frommen Herzen, die zu ihm aufblickten, die gläubigen Beter, die auf den ausgehöhlten Altarstufen knieten, fanden Trost und Frieden, wenn sie es anschauten und wußten nicht, daß der gekreuzigte Heiland anderswo in schönerer Form versinnbildlicht sei, als hier.

Mitten unter der Gemeinde in den alten hölzernen Stühlen saßen die beiden Töchter des reichen Fabrikherrn.

Lautlose Stille herrschte, als der Priester auf die Kanzel trat. Seine Worte waren einfach und schlicht,

für seine Zuhörer passend, aber sie waren von Ueberzeugung, Festigkeit und Wahrheit durchdrungen.

Als er vom Altar aus dem Volke die heilige Wandlung verkündigte, als das Glöcklein ertönte und Alles niedersank, da fiel auch Leonore mit den Andern auf ihre Knie nieder und betete das ewige Wunder an.

Als sie mit ihrer Schwester aus dem Kirchlein heraustrat, lag ein glühender Rosenschein auf ihren Wangen. Sie achtete des Schneesturmes nicht, der sich inzwischen erhob und die gebahnten Wege zugeschneit hatte. Sie hörte kaum auf die Worte Gabrielens, denn ihre Seele lauschte nach den Worten des Priesters, sie kniete im Geiste noch unter der andächtigen Menge.

Träg wie mit bleiernem Schritte gingen ihr die Wochentage vorüber, mit sehnender Ungeduld harrete sie auf das Morgenglöcklein des Sonntags.

Um Ostern, als die Berge ihre weißen Schneefronen abschüttelten, als die Tulpenzwiebeln sich in der Erde regten und die ersten rothen Keime auf den Beeten sichtbar wurden, kamen zwei junge Wanderer kräftigen Schrittes die Straße einhergezogen, der Eine, dem die blonden Locken um das offene, freie Antlitz flogen, war Richard, Gabrielens und Leonorens Bruder, der seinen Busenfreund Hugo mit sich zum Besuch ins liebe Vaterhaus brachte.

Hugo war kleiner als Richard, der mit seinem kräftigen, fast riesigen Körperbau beinahe alle seine Studiengenossen überragte. Für gewöhnlich war sein Gesicht bleich, aber diese feine Blässe, welche vielleicht durch allzu häufiges nächtliches Studiren hervorgebracht und durch das dunkle Bärtchen noch mehr gehoben ward, verlieh seinen großen, braunen, träumerischen Augen einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Er war einer jener, zumeist unserem Jahrhunderte angehörenden junger Männer, die mit der ganzen hochaufwallenden Jugendgluth ihre Gedanken einer idealen Humanitätsrichtung zuwandten und die Grundsätze derselben für praktisch ausführbar hielten, daher ihr Leben an die Verwirklichung derselben zu setzen und sich dem Opfertod für die Freiheit zu weihen stürmisch begehrt.

Es war ein edles, großes Jünglingsherz, welches

anter dem dreifarbigen Bande schlug, das über Hugos Brust lag, aber das wilde, gewaltige Gähren in demselben war noch wie ein Chaos und seine Begeisterung für Freiheit und Volkswohl ging noch etwas wirr durcheinander. Die Freiheit war ihm das schöne, Himmel entstammte Weib, welches in Glärchens Gestalt über Egmonts Lager schwebt; er sah in ihr die allbeglückende Retterin der Völker Europas, die in ihrer Hand den Balsam für alles Erdenleid trägt.

Sein Traum war ein schöner, bei ihm aus reiner Seele geborner, denn alle Selbstsucht war ihm fremd.

„Wie der scharfe Morgenwind, der von den Bergen stößt, die alten, staubigen Gedanken auslüftet und erfrischt!“ — rief Hugo mit leuchtenden Augen, „mir ist es, wenn ich mein Herz so freudig klopfen fühle, als stünde ich vor dem großen heiligen Morgen von dem die schlafende Welt in ihren Träumen spricht.“

„Laß jetzt die Freiheitsschwärmerei; sieh dort, wo die weiße Wolke über die Berggipfel hinsegelt, dort im Thale steht meines Vaters Haus!“ — rief Richard lächelnd seinem Freunde zu. „Dort sieht Gabriele sehnsüchtig die Straße entlang; wie oft schon wird sie vergeblich geschaut haben und wird schmollen ob meiner Säumniß. Doch wie werden sich die Schwestern freuen, wenn ich ihnen einen Gast in ihre Einsamkeit bringe!“ —

„O, wie glücklich bist du doch, daß du Schwestern hast, die dich lieben und für dich sorgen“, entgegnete Hugo, plötzlich traurig werdend, „ich habe dieses Glück nie gekannt. Ist mir's doch, als ob Gabriele auch meine Schwester wäre, so lieb ist mir dieselbe durch deine Erzählungen geworden. Ich habe mir ihr Bild so deutlich ausgemalt, daß ich fest überzeugt bin, ich würde sie unter Hunderten herausfinden, denn ich habe Glück in dieser Beziehung.“

Die weiße Wolke war längst über die Berggipfel weggezogen und viele andere nach ihr.

Gabriele hatte wohl hundertmal am Fenster gestanden und war ebenso oft, bald schmollend, bald traurig, wieder weggegangen. Eben übersah sie Richards Stube wieder, ob Alles in Ordnung war.

„Schon wieder ist es bald Abend!“ — rief sie

ärgerlich aus, „er müßte längst da sein, wenn er mit der Post gekommen wäre!“

Da hörte sie plötzlich Hundegebell.

„Das ist Tilly!“ rief sie jubelnd und sprang ans Fenster.

Richtig, der schwarze Neufundländer sprang im Hofe herum, und Richard trat eben durch das Thor herein. Aber er war nicht allein, neben ihm schritt ein fremder, junger Mann auf das Wohnhaus zu.

Das Mädchen stand einen Augenblick still, ehe sie die Treppe hinabsprang. Sie war von Natur schüchtern, und der Anblick des schönen Fremden hatte sie verwirrt.

„Das ist Gabriele! So malten sie meine Träume! Die goldenen Locken und die schlanke Gestalt kenne ich schon lange. O wie schön, wie schön ist deine Schwester!“ — rief Hugo mit bebender Stimme seinem Freunde zu.

Aber es war nicht Gabriele, welche Hugo meinte, sondern Leonore, welche eben, rosigem Angesichts, mit dem ersten Beilschenstraufe aus dem Garten kam.

Indem der Jüngling mit trunkenen Blicken an der reizenden Erscheinung hing, übersah er die stürmisch freudige Begrüßung zwischen den beiden andern Geschwistern und hörte nicht, wie Richard zweimal seinen Namen rief, um ihn seiner Lieblingschwester Gabriele vorzustellen.

Nun kam auch der Vater und hieß mit herzlichem Gruße den Neugekommenen Willkommen.

Als die beiden Wanderer sich, von Gabriele mit freundiger Emsigkeit bedient, an Speise und Trank erquickt und von des Weges Mühen erholt hatten, da fiel Gabrielen ein, daß die Freunde gewiß gern nebeneinander wohnen würden, und da das Gaststübchen sich am andern Ende des Hauses befand, Gedanke und Ausführung bei ihr aber wie Blitz und Schlag aufeinander folgten, so sprang sie schnell die Treppe hinauf um das kleine, neben Richards Stube gelegene Zimmerchen für den lieben Gast einzurichten.

Sie nahm vom köstlichsten, glänzend weißen Linnen und bezog die leichten Flaumfederkissen, die noch von der Ausstattung der seligen Mutter herrührten und nur selten in Gebrauch kamen.

Als sie mit Allem fertig war, trug sie zwei Stöcke ihrer schönsten, selbst gezogenen Hyacinthen herbei

und stellte sie zwischen die Glasscheiben, und als am Abend der Fremdling trotz seiner Müdigkeit schlaflos in die bergige Landschaft hinausblickte, da hauchte es ihm wie Liebesgrüße aus den dustenden, rothen und weißen Glöckchen entgegen. Vergebens suchte er Schlummer und Traum auf dem weichen schwelenden Lager, denn eine wunderholde Mädchengestalt scheuchte mit ihren schneeweißen Händen die ersehnte Ruhe von seinem Kissen.

Als Richard früh, in den großblumigen türkischen Schlafrock gehüllt, sich den heimathlichen Meerschamkopskopf anzündete, wunderte er sich, daß nicht wie sonst mit der ersten Morgendämmerung Gabriels freundlich Augen in sein Zimmer lauschten, um ihn den herzlichsten Morgenruß zuzurufen und vielleicht ein halbes Stündchen mit ihm zu plaudern. Er wußte nicht, daß das Mädchen schon oft auf den Zehen an seine Zimmerthür geschlichen und ebenso oft die Thürklinke wieder losgelassen hatte und entflohen war. Sie scheute sich einzutreten, denn die Schritte, die sie drinnen vernahm, konnten andere sein als die Schritte ihres Bruders.

Die Sonne war schon hinter den Bergen aufgegangen, die erste Lerche hatte schon längst ihren schmetternden Morgenbesang in die blauen Höhen empor getragen, und in Hugos Stube rührte sich immer noch nichts, denn der junge Schwärmer, der erst mit der Morgendämmerung eingeschlafen war, träumte eben den schönsten Traum, den ihn seine rege Phantasie vorzuzaubern vermochte.

„Wie hat dir mein Freund Hugo gefallen?“ — hatte Richard Gabrielen gefragt, als er sie endlich aufgesucht hatte und mit ihr in den Garten hinabgegangen war, wo sie ihn in kindlicher Freude von Beet zu Beet führte, um ihm all' die erwachenden Frühlingskeime zu zeigen.

Und Gabriele hatte geantwortet. „Ich habe ja erst wenige Worte mit ihm gesprochen und kenne ihn kaum.“

Zudem sie so sprach, hatte sie ein Veilchenstöckchen im Grase entdeckt und sich eilig darnach gebückt.

So wußte Richard nicht genau, ob sie vom Büßfen oder von seiner Frage auf einmal so roth geworden war.

„Sie passen für einander! dachte der Bruder still für sich; denn Richard baute, wie alle andere junge

Leute, gern Luftschlösser und spann goldene Träume in die Zukunft hinaus, die wie Sommerfäden zerreißen, wenn sie die Wirklichkeit berührt.

Hugo und Gabriele waren seines Herzens Lieblinge, und wer wünscht und hofft nicht gern für diejenigen, die ihm theuer sind? —

Er hatte schon längst einen kleinen Zukunftsplan im Stillen gehegt.

„Sie passen für einander!“ — hatte er oft gedacht, „er wird, wenn er liebt, seine Freiheitschwärmerie vergessen und ein vernünftiger Mann werden. Sie wird gefetzter und ruhiger werden und ihr kindisches Wesen ablegen. Sie können Beide einander glücklich machen.“

Während er dies vor sich hindachte, war er still geworden, aber plötzlich sah er, wie Gabriele wieder roth ward, und diesmal stand kein Veilchenstöckchen am Wege, nach dem sie sich bücken konnte.

Wohl aber sah Richard seinen Freund, für dessen Zukunft er ebenso schöne Pläne gesponnen hatte, den Garten entlang kommen. Alle Drei grüßten sich herzlich. Richard ließ Gabriele und Hugo vorausgehen und ging ihnen langsam nach.

„Wie passen sie für einander!“ — dachte er zum dritten Male, als er die Beiden nebeneinander hinschreiten sah, „Beide so jung, so frisch, so lebensfroh!“ —

Sie hatten das Ende des Gartens erreicht, wo ein Pförtchen hinaus ins Freie führte. Da kam an den Weidenbüschen des Baches entlang Leonore gegangen, der Saum ihres Gewandes war feucht vom Morgenthau und in der Hand hielt sie zwei Schneeglöckchen, die sie am Wege gepflückt hatte.

Strahlend wie die Göttin des Frühlings, die segenbringend über die Fluren schwebt, schritt sie daher.

O hätte Richard im Herzen seines Freundes lesen können — wie ein Kartenhaus wäre sein Lieblingstraum zusammengesunken! —

Hugo beneidete die beiden Schneeglöckchen, die in Leonorens Hand verwelkten, er beneidete die jungen Grashalme, die der Saum ihres Gewandes streifte und ihr kleiner Fuß zertrat. Leonore war aufgeregter und lebendiger als den Abend zuvor, ihr ganzes Wesen war wunderbar belebt, jedes ihrer

Worte klang begeistert, und verlieh ihrer Stimme einen unnachahmlichen hinreißenden Wohlklang.

„Wüßte ich, daß das Strahlen dieser Augen, daß das Lächeln dieses Mundes mir gälte!“ — dachte Hugo, und ihm schwindelte vor Wonne, „um keinen Himmel würde ich mein Glück vertauschen!“ —

Da tönte von fern herüber ein mildes, melodisches Glockengeläute. Es war die Auferstehung des Heilands, welche das Glöcklein verkündete, denn der Morgen, der strahlend über den Höhen stand, war der erste Ostermorgen, der auch der Erde ihr Auferstehungsfest einläutete.

In Leonorens Seele erhob sich ein leuchtender Altar mit Blumen und Kerzen, singende Engelchöre umschwebten den auferstandenen Christus, und inmitten all' der Herrlichkeit stand ein junger Priester, von dessen Lippen das Wort der Freuden ertönte: „Christ ist erstanden!“ — —

Die Osterwoche zog vorüber wie ein heiterer Traum, die beiden Studenten reisten wieder ab und im Hause trat die vorige Stille ein. Die Berge waren grün geworden und die Tulpen und Hyacinthen im Garten waren abgeblüht.

Gabriele wandelte mit der Gießkanne zwischen den Blumenbeeten umher, sie neigte ihr Köpfchen zur Erde und dachte bei sich: „Ihr armen Blumen sollt wenigstens nicht schmachten und traurig sein!“ —

Es schien ihr seltsam, daß die Vöglein so lustig singen können, wenn ein Menschenherz so trübe ist, denn öde und leer war es ihr in ihrem Herzen, oder vielmehr so voll war es ihr manchmal, daß sie meinte, es müsse ihr zerspringen.

Als Dorothea ihr Pflgetöchterchen so still und nicht mehr wie sonst die Treppen auf- und abfliegen sah, besann sie sich auf ein kräftiges Hausmittel, ging selber in die Berge und suchte ihr heilende Frühlingskräuter, die sie auspreßte und ihr zu trinken gab.

Gabriele trank geduldig den gallenbittern Saft und die armen Kräutlein hatten es nicht verschuldet, daß sie ihr nicht helfen konnten.

Die Einsamkeit, die ihr früher langweilig war, war ihr jetzt erwünscht, sie floh sogar in Leonorens Nähe.

Oft stand sie an dem Fenster der kleinen Stube, welche Hugo bewohnt hatte und schaute von da aus in die Ferne, als ob von dort her etwas sehulich erwartetes kommen müßte. Still trug sie die verwelkten Hyacinthen vom Fenster weg und brachte das Zimmerchen wieder in Ordnung.

Wenn sie daran dachte, daß Hugo wiederkehren könne, zitterte ihr Herz vor Wonne, und doch erfaßte sie auch wieder eine eigenthümliche Angst; denn eine geheime Ahnung flüsterte ihr zu, daß sie ihn vergessen müsse.

## II.

Es ist ein schweres, mühevolleres Ringen zwischen der angelobten, heiligen Pflicht und den wild sich empörenden Leidenschaften. Es ist ein großer ernster Stand, der da fordert, daß das junge klopfende Menschenherz für das schönste Lebens- und Liebesglück sich abtöden solle, der da verlangt, daß es an all' den Blumen des Lenzes vorübergehe und nicht ein einziges Röslein für sich breche, welches es mit treuer Liebe als sein alleintiges Eigenthum pflegen und warten könne.

Die Schatten der Nacht verdrängten das bleiche Tageslicht, über den Kirchhof hin verbreitete sich die Dämmerung, die Blumen falteten ihre Kelche zu und nur die Nachviole hauchten ihre betäubenden Düfte aus.

In dem kleinen Häuschen, welches am Kirchhof stand, schien schon ein blaßes Lampenlicht durch das Fenster, an welchem Joseph, der junge katholische Priester, stand.

Er blickte auf den Gottesacker hinaus und vergaß die Lampe, welche ihn zu den aufgeschlagenen Büchern zurückrief. Von Minute zu Minute ward es dunkler, die alten Hollunder- und Weidenbäume zwischen den Gräbern schienen immer schwärzer in der Dämmerung, sodaß sie, mit ihren spärlich beslaubten, knorrigen Aesten, abentheuerlichen Gestalten glichen, die ihre Arme über die Gräber streckten.

Es muß ein trauriges, schauriges Leben sein, so allein mitten unter den Todten zu wohnen! —

Aber Joseph gedachte nicht derer, die unter den Hügeln schliefen, — eine fremde Sonne hatte in sein Leben hineingeschienen, ein Gewittersturm war über



seine Seele hingezogen und hatte all' die rothen Blüthenknospen, die unter der Eisdecke der Entsaugung erstarrt waren, hervorgelockt.

Aber er glich dem Wanderer in der endlosen, heißen Sandwüste, dessen Lippe vor Durst verschnarchtet, der aber die grüne Oase mit dem rieselnden Quell nicht erreichen kann und mit der brennenden Qual weiter wandern muß. So fühlte er den heißen Liebesdurst in seiner Seele, aber vor der holden Erscheinung, die ihn mit offenen Liebesarmen in ihr Paradies hineinwinkte, mußte er das Auge verschließen, und in stummer Entsagung in die brennende Sandwüste, ein liebeloses, liebeleeres Leben zurück fliehen.

Als er Leonoren zum ersten Mal unter seiner kleinen Gemeinde erblickte, da stockte der Strom seiner Gedanken und seine Worte begannen zu zittern. Immer beklommener ward sein Herz, je öfter ihre Augen, von Andacht begeistert zu ihm ausblickten. Ihr Bild drängte sich zwischen ihn und seine Berufsschichten, sie sah er, wenn er am Altar das Allerheiligste emporhielt, sie scheuchte die Ruhe von seinem Lager und erfüllte seine Träume mit Schauern irdischer Glückseligkeit.

Er wollte diesem Zauber entfliehen, er wollte sich mit dem Schilde seines Gides bedecken und flehte zu Gott und seinem Schutzheiligen, daß er ihm Kraft gebe, der Versuchung zu widerstehen und die Aufwallungen der sündhaften Erdenliebe zu ersticken.

Aber allsonntäglich, wenn er sie sah, zerschmolzen seine Vorsätze wieder vor den Strahlen ihrer jungfräulichen Schönheit, und so verzehrte sich seine Kraft in unsäglichem Kampfe.

Ganz mit sich selbst beschäftigt, bemerkte Joseph nicht, wie der Mond hinter den Bergen aufstieg und sein weißes Licht über die Gräber hin bis an sein Fenster gleiten ließ, hörte er nicht wie die kleine Thurmglöcke eine Viertelstunde nach der andern getreulich verkündete; denn seine Seele hatte sich in Erinnerungen verloren und war zurückgeflogen zu den fernem Gesilden seiner Kindheit.

Er sah sich wieder mit seinen Geschwistern unter des Dorfes Linde spielen, er sah die freundliche Mutter, wie sie die wilden Buben und die schelmischen Mägdlein bewachte, er gedachte seiner ersten Jünglingsjahre und des Tages, da zum ersten Male

die fromme Sehnsucht nach dem heiligen Beruf in seiner Brust erwacht war, da er mit Freunden den Lockungen der Welt zu widerstehen sich gelobte, um mit zu bauen am Gottesreich auf Erden. Er gedachte der himmlischen Stille, die in seiner Brust bis zu dem Tage gewohnt hatte, wo ihn der Blick derjenigen traf, welche die weiße Friedenstaube für immer aus seiner Brust verschauchte.

Er wandte sich um, und alle die Bilder verschwanden, als er das einsame, matt beleuchtete Stübchen erblickte; ein lang gezogener Seufzer tönte durch das Gemach und der junge Priester setzte sich nieder, um in seinen Büchern fortzulesen.

Es mochte beinahe um Mitternacht sein, als das Hausglöcklein gezogen und Joseph von dem Untenstehenden flehendlich gebeten wurde, ihm so schnell als möglich zu einer sterberden Frau zu folgen, die seines geistlichen Beistandes begehre.

Ohne Säumniß weckte Joseph den Ministranten und folgte dem Boranschreitenden lautlos durch das stille, mondbeschienene Thal.

Sie erreichten ein Gartenspörtlein, durch das sie eintraten und schritten zwischen Blumenbeeten hin, deren würziger Duft sich mit der lauen Nachtlust vermischte.

Vom Mondlicht beschienen, schimmerten ihm die weißen Wände und großen Fenster des Wohnhauses der Fabrik entgegen.

Sie traten ein und der junge Geistliche wurde in ein erleuchtetes Zimmer geführt.

Joseph fühlte seinen Athem stocken, seine Kniee brechen: die beiden Töchter des Hauses standen weinend am Bette der franken Dorothea.

Die Mädchen blickten auf, als die Thüre sich öffnete. Gabriele stieß einen lauten Schrei aus, denn Dorothea, die ihr nahes Ende fühlte, hatte heimlich nach dem Geistlichen geschickt.

Sie winkte den jungen Priester an ihr Lager und bat ihn, ihr als einer Andersgläubigen die heilige Bezgehrung nicht zu verweigern, damit sie ruhig sterben könne.

Vor Josephs Augen stimmerte es; denn ihm gegenüber, an der andern Seite des Lagers, im weißen Nachtgewande, das üppige, goldene Haar halbgelöst, stand sie, die schöne, heißgeliebte Leonore.

Der Vater, der leise eingetreten war, führte die

schluchzende Gabriele hinaus, der Priester verrichtete sein heiliges Amt, die Kranke lehnte sich, ein befriedigendes Lächeln schwebte um ihren Mund, sie schloß die Augen und fiel in einen leichten Schlummer, während dem ihre Seele hinüberging.

Der Priester betete noch an ihrem Lager, Leonore kniete ihm gegenüber und er hörte das Klopfen ihres Herzens in der nächtigen Todtenstille, die im Zimmer herrschte.

Ihr warmer Hauch streifte seine Wange, er las die stumme Liebesprache ihrer Blicke, die er nicht verstehen durfte.

So zog leise die stille, schmerzliche, selige Nacht vorüber, die sie zusammen durchwachten.

Ihre Seelen, des langen Kampfes müde, neigten ihre Schwingen gegen einander.

Ach! warum konnten sie nicht ihre irdischen Hüllen sprengen und vereint mit der sterbenden Dorothea in jenes Land hinüberschweben, wo der Engel nicht mehr das rächende Flammenschwert ihrer Liebe drohend entgegen hielt?

(Fortsetzung folgt.)

### Ein deutscher Poet in Paris.

Julius von Rodenberg, als Dichter von „Dornröschen“ und „König Harald's Todtenfeier“, als Sänger vieler anmuthiger Lieder, unter denen einzelne wie „das Glück ein Traum“ und „die reinen Frauen“ den schönsten unserer gesammten Lyrik bereits angereicht werden können, bekannt, hat soeben ein „Pariser Bilderbuch“ (Braunschweig bei Vieweg) erscheinen lassen, den wir mehr als eine Besprechung in unserer durch den Raum beschränkten Bücherschau widmen möchten.

Wir haben in den letzten Jahrzehnten manchen deutschen Autor und Dichter gen Paris wandern sehen, um im Gebrause und großartigen Getriebe der Weltstadt Erholung, Erfahrungen, Anschauungen, Stoffe zu erobern. Meist aber machten wir die unerfreuliche Bemerkung, daß sie, einmal dort angelangt, nichts Besseres zu thun wußten, als mit den deutschen Zuständen hadernd zu brechen, sich

ganz auf den Standpunkt der französischen Bildung zu versetzen, und nicht einmal französischer Bildung — sondern französischer Frivolität und so vornehm rheinüber zu sehen. Damit wollten sie ihre Würdigkeit das Pflaster von Paris betreten zu haben, besetzen, damit den Lyrikern und Tölpeln daheim beweisen, was es heißt auf den Boulevards flanirt zu sein und im Jardin Mabille ein Paar Grisettenbekanntschaften gemacht zu haben. In diesem Sinne waren ihre Correspondenzen in Journale und hinterdrein ihre Skizzenbücher geschrieben, und wer hätte sich dagegen erheben können, ohne mit der Phrase von Wagner, der an sein Museum gebannt ist und die Welt kaum einen Feiertag sieht, niedergedonnert zu werden. — Es versteht sich von selbst, daß gerade die bedeutendsten Männer hier die ehrenvollen Ausnahmen machten. —

Etwas Aehnliches muß unser Freund, als er seine Tagebuchblätter, seine Skizzen und Studien aus der französischen Hauptstadt, die er im verfloßnen Frühjahr besuchte, sammelte, wohl auch empfunden haben. Mindestens deuten seine in der Widmungsrede an Barnhagen van Ense gesprochenen Worte: „es wär' mir lieb, wenn der Leser über den bunten Bildern, die ich ihm vorzuführen gedenke, den Grundton nicht übersähe, auf welchem alle die grellen, bald heiteren, bald düsteren Farben aufgetragen sind, ich meine die deutsche Grundstimmung, die ich mir allem gegenüber zu erhalten suchte, was mich in Paris angenehm oder widerwärtig berührte“, ganz entschieden darauf hin.

Diese Grundstimmung ist es denn auch, die wir anerkennen müssen, aber sie ist es glücklicherweise nicht allein. Julius Rodenberg beweist uns in seinen Skizzen, daß man ein warmführender, mit empfänglichen Sinne für jedes Schöne begabter Mensch, daß man sogar ein Dichter sein könne und dabei doch ein so scharfer Beobachter, ein so interessanter, lebendig auffassender, treu widerspiegelnder Zeichner aller Pariser Erlebnisse und Begebnisse wie der beste Berliner und Wiener Feuilletonist, der sonst dergleichen geschrieben hat. Ja wenn ein solcher selbst Alles das, was Rodenberg über „Anfänge und Aussichten“ über „Marsfeldparaden“ über „Straßenleben und Boulevards“ mittheilt, ebenso zu sagen vermöchte, so würde er uns noch immer so

schöne Schilderungen wie die des Frühlingslebens, des *Père la chaise* u. s. w. schuldig bleiben. — Rodenbergs Studien aus dem Industriepalast enthalten Vieles, was beweist, daß er den rechten, erfreulichen Kosmopolitismus kennt und besitzt, was wir unsern Lesern mitzutheilen wünschten, und was wir uns doch versagen müssen. Von seiner Umschau im Kunstpalaste aber gedenken wir seines Berichtes über die englische Malerei, eine Materie, der man in Deutschland seither wenig oder gar keine Aufmerksamkeit gezollt hat.

„Die Malerei der Engländer“ berichtet Rodenberg, ist bei weitem nicht so bedeutend und einflußreich als die ihrer Allirten; sie ist im Allgemeinen auch wenig bekannt und hat von jeher eine ziemlich exceptionelle Stellung in der Geschichte sowohl der Kunst als auch in der Gunst des Publikums eingenommen. Seit Hogarth, der nun seit etwa einem Jahrhundert und zumal seit Lichtenbergs köstlichem Text zu seinen Bildern auch bei uns Bürgerrecht erhalten hat, ist wenig auf den Continent herübergekommen und dies wenige fast nur in mehr oder minder guten Stichen. Um so überraschender mußte nun der Gesamteindruck sein, welchen die englische Ausstellung in der Avenue Montaigne gewährte. Man darf nach derselben wohl ein abschließendes Urtheil über den Stand der bildenden Kunst unserer britischen Stammverwandten wagen, da wie man hört kein Maler von Bedeutung fehlte. — Was sie vor allem auszeichnet, das ist eine glänzende Originalität. Man kann buchstäblich von einer englischen Schule sprechen, sie hat eine Physiognomie und ganz jenen Ausdruck, wie er das Gesicht des Engländers, von dem jedes Andern unterscheidet: jenes Zarte und dabei doch Entschiedne, jenes Träumerische und dabei doch energisch Bewußte, welches als *Spiritus Familiaris* so das Leben als die Kunst des Inselvolks kennzeichnet. — Der Charakter ihrer Malerei ist weder französischer Realismus noch deutscher Idealismus, die Sinnlichkeit der Einen ist ihnen so fremd als die Gefühlswärme der Andern, vielmehr ist ihr Element der schweigende Betrachtung, sie gehen das Object nicht wie es im Idealen sein würde, sondern gerade so wie es sich dem Auge, das heißt dem Auge eines Engländers darstellt. Ihre Malerei läßt sich kurzweg als Cultus des Details beschreiben. Und weist

sie nicht schon die isolirte Lage ihres Vaterlandes auf eine solche Betrachtung und Behandlung der Kunst hin? Dazu kommt noch, daß der Engländer auch im Privatleben mehr als jeder andere, mehr selbst als der Deutsche sich dem Innern des Hauses zuzuwenden liebt, sodas die Grenzen des bildlich Darzustellenden immer enger und präciser werden — ja, selbst die Geschichte verlegt der englische Künstler am liebsten in einen geschlossenen Raum, in einen Kerker, an ein Sterbelager, in den Hauptsaal des Königsschlosses. Dadurch, daß der Beobachtung so bestimmte Grenzen gesteckt sind, muß sie an Intensität gewinnen; und es erklärt sich daraus, daß der Engländer die Wahrheit des Ausdrucks und der Bewegung über die Schönheit der Form, des Styles und der Anordnung geht, allein auf der andern Seite halten sie sich von dem groben Materialismus und den unschönen Verirrungen Delacroix und seiner Nachfolger ebenso fern. Die feine, ja die minutiöse Beobachtung, was wir so nennen: die Nuance ist ihre Hauptstärke, sie suchen die absolute Wahrheit! daraus entspringen all ihre Fehler und all ihre Vorzüge: der Mangel der Einheit, des Zusammenhangs so gut als die frappante Naturtreue und die sprechende Nachbildung des wirklichen Lebens. Da wo man jenen leitenden Gedanken nicht vermisst, sind daher oft wahre Meisterwerke geliefert, wie wir denn überhaupt das Vorzüglichste im Genre und Portrait zu suchen haben.“

Dieses Urtheil sucht nun Rodenberg an den Gemälden von B. Mulready (der für den Ersten unter den englischen Malern gilt), Edwin Landseer, Leslie, (den Rodenberg am originellsten findet), Webster, Macnee, Grant, Gordon und dem Aquarellisten Cattermole (von dem er einen „Macbeth“ und einen „Biorn mit den funkelnden Augen“ rühmt) nachzuweisen. — Schließlich aber bemerkt er: „So viele lobenswürdige und beneidenswerthe Eigenschaften man nun auch nach all diesem den Engländern zugestehen muß, so sehr man ihren großen Meistern auch wird Anerkennung und Hochachtung zollen müssen, so wenig wird man sich im Ganzen erwärmt und befriedigt fühlen. Ihnen fehlt die warme Phantasie, ihnen fehlt die Leidenschaft und wie sehr auch der Verstand und die ruhige Ueberlegung geeignet sein mögen, den Künstler vor Fehl-

tritten zu hüten, so hat doch das eine so wenig als das andere je eine große künstlerische That veranlaßt. Im Gegentheil — der schaffende Künstler bedarf jener Inspiration, die sich über das Urtheil der Alltagswelt wenigstens für den Augenblick hinaussetzt. Um Andere erwärmen zu können, muß er selbst einmal warm gewesen sein, und wenn man auch im bürgerlichen Leben den Rausch für keine Tugend hält, so ist doch in der Kunst die Nüchternheit der größte Fehler von Allen. Aus dieser prosaischen Stimmung der englischen Maler lassen sich alle Schwächen ihrer Kunst ableiten, die Perspective ist immer richtig, soweit man sie mit dem Circel bemessen kann, die Linien immer scharf und tadellos gezeichnet — aber zur Unendlichkeit und zum Style, der sie formt und faßt erhebt sich weder das Eine noch das Andere. Denn überall weht dem Beschauer die eigenthümliche Kühle und Monotonie eines Landes entgegen, in welchem die Großartigkeit des praktischen Lebens alle andern Bestrebungen in ihren Dienst genommen hat.“ — —

Was Rodenberg in seiner weitem Umschau im Kunstpalaste über französische, belgische und deutsche Kunst noch beobachtet und geurtheilt hat stimmt mit den Ansichten der geschmackvollen Kunstkenner und Freunde überein, bleibt aber immer lesens- und beachtenswerth. — Wenn wir es auch im Weiteren unsern Lesern überlassen müssen, sowohl diesen Studien, als den oben erwähnten Albumblättern ihre specielle Aufmerksamkeit zuzuwenden, so dürfen wir doch eines nicht unerwähnt lassen, was uns in Rodenbergs Buche interessant erschienen ist. Daß derselbe mit den deutschen Landsleuten dort Verkehr gepflogen, versteht sich ja wohl von selbst und unter seinen Begegnungen ragt die mit Moriz Hartmann hervor. Der böhmische Dichter war eben zurückgekehrt von seiner Reise in den Orient, die er freilich nur zur Hälfte hatte ausführen können. Seine Gesundheit erschien sehr angegriffen, aber geistig war er frisch und lebendig. Rodenberg erzählt von seiner ersten Begegnung und fügt hinzu: „Ein anderer Abend war fast noch poetischer und anregender. Es hatte sich an demselben eine kleine Versammlung in der Wohnung Friedrich Szavadys eingefunden und die hohe Anmuth und Grazie der Gattin unsres Wirths, der kaum einen Monat

mit ihm verbundenen Wilhelmine Clauß erhöhte den Reiz der geselligen Unterhaltung. — Wie mußte es nun doppelt anziehend erscheinen Moriz Hartmann und Wilhelmine Clauß nebeneinander betrachten zu können, — ihn den deutschen Dichter, der alle Pein des Lebens schon erfahren, sie die deutsche Künstlerin, die inmitten des ungestümen Treibens von Paris sich in friedlicher Häuslichkeit angesiedelt hat. Darum war es denn in der That der unvergeßlichste Moment, als sie sich ans Clavier setzte und böhmische Volksmelodien spielte, zu denen er die Worte sprach, sodaß es dem Hörer wirklich war, als klänge in diesen wehmuthvollen Weisen der Ruf der Heimath über alle Berge, über den grünen Rhein und das weite Land sehnsuchtweckend herüber.“ — Am Schlusse seines Buches theilt uns Julius Rodenberg zwei Farbenskizzen „Monsieur Parapluie“ und „Nini“ mit, denen sich dann „lyrische Stücke“ gleichsam zum Beleg, daß der Poet eben als Poet zurückkehrt, anschließen. Eines daraus: „In der Champagne“ bilde den geeigneten Schluß unserer Mittheilung, die Rodenberg und seinem neuen Buche neue zahlreiche Freunde verschaffen möge.

### In der Champagne.

Duftiger Morgen und kühler Hauch —  
Himmel und Berge blühen.  
Unter dem blühenden Weidenstrauch  
Sah' ich ein Mägdlein sitzen.

Wie die Wellen voll silbernen Schaums  
Um die Füßchen ihr hüpfen!  
Durch die laubigen Zweige des Baums  
Lustig die Vöglein schlüpfen,

An dem strömenden Wiesenquell  
Läßt sie die Lämmer grasen, —  
Wie das klingelt und läutet so hell  
Durch den blumigen Rasen!

Und die Sense aus hohem Korn  
Schallt vergnüglich dazwischen,  
Und das fröhliche Jägerhorn  
Aus dem Walde, dem frischen.

Ja, nunmehr empfindet die Brust  
Was sie aufs neue gewonnen,  
Da ich dem Uebermaße der Lust  
Und dem Haufen entronnen.

Nimm mich auf Du sonnige Flur  
Unter den rauschenden Bäumen!  
Die am Herzen geliebte Natur  
Will ich nun wieder träumen!

△

## Musik und Drama.

Eine Erwiderung.

Die „Abend-Zeitung“ enthält in ihren jüngsten Nummern einen interessanten Artikel von Dr. Hermann Zopff in Berlin über den Dialog in der Oper. Richard Pohl, der den Aufsatz einführt, hat in den Bedenken, die er gegen die Resultate der Zopff'schen Anschauungen ausspricht, gewissermaßen schon das Gestattete einer Erklärung gegen dieselben angedeutet. Der Schreiber dieser Zeilen begt zur Kunstliebe und Unpartheiligkeit der Redaction das Vertrauen, sie werde seinen gegnerischen Ansichten, die er heute nur in der Kürze auszusprechen vermag, vollen Raum gewähren.

In dem Streite, der sich nach Vorangang der Richard Wagner'schen Theorien erhoben hat, haben sich die Dichter und Dramatiker fast allzupassiv verhalten. Sie haben im Gefühl, daß Richard Wagner Bedeutung und Würde des recitirten Dramas total verkannte, sich auch um die Berechtigung seiner Reformen für die Oper so wenig gekümmert, daß ich dies geradezu ein Unrecht heiße. — Nur zweimal in einem Aufsatz von Kühnes „Europa“, und in Hettners Buche über das Drama der Gegenwart sind wir einem Herüberspielen der Wagnerfrage in das Gebiet poetischer Aesthetik begegnet. Beidemal sprach man davon der historischen Tragödie durch Verleihung musikalischer Ehre die Möglichkeit großer Ensemble-scenen zu verleihen. Aber obwohl dies nicht ganz sinnlos war, wiesen es bis jetzt die Dramatiker zu-

rück und soviel ich weiß haben sich sogar musikalische Kritiker z. B. Brendel und Andre dagegen erklärt.

Dies ist indeß auch nicht die Meinung des Hrn. Dr. Zopff. Er hat vielmehr eine Gattung von dramatisch musikalischen Werken im Auge, ein Mittel Ding zwischen Oper und Drama, mit bald sprechenden, bald singenden, ganz sprechenden und ganz singenden Personen, ein Conglomerat das ästhetisch noch keine Begründung gefunden hat, aber praktisch in diesem Winter zuerst auf der Dresdner Hofbühne in Gestalt des „Goldschmieds von Ulm“ der Herren Mosenthal und Marschner erschien. Wenn ich an dieses Product zurückdenke, fühle ich mich zu ernster Bewahrung gegen eine neue Mischgattung, die nicht die bisherige Opertrivialität beseitigen, wohl aber alle Errungenschaften Glucks und Richard Wagners neuerdings in Frage stellen würde, aufgefordert. —

Zahlreich haben die ersten musikalischen Aesthetiker und Kritiker an der Verbannung des Dialogs aus der Oper und das mit vollem Recht gearbeitet: und mir sind die Wagner'schen Operndichtungen als einigermaßen mustergültig für künftige Operndichter erschienen. Was Herr Dr. Zopff im Auge hat ethischen Inhalt scheinen mir auch weder der Holländer noch der Tannhäuser zu entbehren; natürlich haben sie ethischen Inhalt nur durch ihre Wirkung auf Sinn und Gemüth. So soll es aber beim ächten Kunstwerk sein und die höchsten Kunstwerke haben darum auch stets die höchste „Moral“, nur freilich nicht in der direkten Weise der Erbauungsschriften und Kinderbücher. Dies gegen die Besorgnisse des Herrn Dr. Zopff, daß ein specifisches Musikdrama, eine durchcomponirte Oper eine Wirkung im höhern Sinn nicht verstatte. —

Indem wir aber die Oper solcher Gestalt gegen die Zopff'schen Forderungen wahren, thuen wir dies noch weit mehr mit dem Drama. Wie gegenwärtig die Dinge stehen, ist es wahrlich Noth, daß ein neuer Lessing erscheint und einen „Orpheus oder über die Grenzen der Poesie und Musik“ verfasse. — Denn im selben Augenblicke, wo die jüngern Dramatiker die kraftvollsten und bedeutendsten Anstrengungen machen der Tragödie und Komödie neuen festen Halt und eine zweite große Zukunft zu schaffen werden sie auch mit denen zu kämpfen haben, die „alle Grenzen wild verwirren.“ Wenn wir schon eine

Tragödie mit componirten Chören nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit halten, so wünschen wir zunächst erst überhaupt gute Tragödien zu sehen. Wenn wir aber den Consequenzen des Herrn Dr. Zopff nachdenken, so steht uns immer wieder der „Goldschmied von Ulm“ vor Augen in seiner elenden kraftlosen Zwitterhaftigkeit, wo weder Dichtung noch Musik zu ihrem Rechte gelangte, wo man nicht behaupten kann, eine Oper gehört zu haben und sich schämen müßte, dies gestalten- und charakterlose schwächliche Product alles Ernstes für ein Drama zu halten. Das ist aber das Unheil aller Mischgattungen, Mischformen, und so unbestimmt die Grenze zwischen Poesie und Musik noch ist und soweit das Gebiet, welches, wie das Amt Bergedorf den Republiken Hamburg und Lübeck, beiden gemeinschaftlich gehört, so ist hier eine Ueberschreitung der weitest gezogenen Grenzen vorliegend.

Dramatiker, welche nicht die Kraft fühlen, auf eignen Füßen zu stehen, mögen den Operncomponisten ihre gewiß geschätzten Dienste widmen, und wenn im leichtern Genre man die Singspiele festhalten will, so weiß ich dagegen weiter nichts zu sagen. Aber die Aufgabe unsrer Zeit kann es nur sein auf Grundlage so vieler theoretischen und praktischen Errungenschaften Opern und Dramen, wirkliche Kunstwerke, aber keine Zwitterwesen von gemischter

Form zu schaffen. Welches wirklich tragische oder dramatische Sujet soll in der gegebenen Weise ausführbar sein! Ein Mahomet, mit dem wie wir hören, Herr Dr. Zopff zur Begründung seiner Theorie beschäftigt ist, erscheint mir sowohl als ein Tragödiendenn als ein bedeutender Opernstoff. Aber protestiren muß man gegen die Mischgattung, die durchaus nichts Neues sein, sondern auf die rohsten Anfänge der Schauspielkunst zurückführen würde. —

Was die Musik im Drama anlangt, so ist dies eine weitem Erörterungen unterworfenen Frage. Wenn ich mich individuell nicht zu einer Tragödie mit Chören entschließen könnte, so ist dies eben individuell. Den „Sommernachtstraum“ und „Antigone“ kann ich bei ihrer durchaus exceptionellen Stellung, den ersteren als Elfenmärchen, die zweite als Antike einnimmt nicht für gültig halten. Gegen eine Musik, aber wie Beethovens unsterbliche Klänge zu Göthes „Egmont“ wird kein Dramatiker etwas einzuwenden haben, gebe man uns noch oft, noch viele derartige Compositionen, schaffe man sie zu jedem bedeutenden Drama — denn in diesem Falle liegt eine herzerhebende wirksame begeisterte Vereinigung beider Künste, ohne die Gefährdung vor, welche aus einer unkünstlerischen Verwechslung und Vermengung entspringt.

§.

## Heuiletton.

### Zeitschwinger.

#### Dramatische Dichtung.

\* Wilhelm Jordan in Frankfurt am Main hat ein Schauspiel „Graf Dronte“ geschrieben, welches trotz der Erfolge, die „die Liebesläugner“ gehabt von der dortigen Bühne zur Aufführung nicht angenommen wurde. Jordan hat mittelst Vorlesung an das Publikum appellirt.

\* In München erregt ein neu aufgeführtes Volksschauspiel: „Die Baiern in Italien“ von M. Schleich einiges Aufsehen.

\* Am Hofburgtheater zu Wien wird in dieser Saison abermals eine neue Arbeit Otto Brechtlers (Titel noch unbekannt) in Scene gehen.

\* Durch Signora Ristoris Gastspielreisen ist plötzlich Alfieris beinahe nur literargeschichtlich gewordener Dichtername wieder dem Publikum näher gerückt worden. Vor etlichen dreißig und mehr Jahren gehörte es zu den Lieblingsexperimenten einiger deutschen Bühnen deutsche Uebersetzungen der Stücke des großen aber starren und herben Poeten aufzuführen. Jetzt gelangt er in seiner Nationalsprache abermals auf unsere Breter.

#### Epische und Iyrische Dichtung.

\* Vor zwei Jahren ließ der Dichterkreis, der sich um Franz Rügler in Berlin zu schaaren pflegt, ein belletristisches Jahrbuch „Argo“ erscheinen, das mannichfachen Beifall fand. Ein zweites dergleichen (bei Tre-

wendt und Granier in Breslau) hat eben die Presse verlassen. Diesmal ist es durch prächtige Kunstbeilagen geschmückt und also ein Seitenstück zu „Kunst und Literatur.“ Die epischen und lyrischen Beiträge sind von Franz Kugler, Paul Heyse, Hermann Grimm, Theod. Fontane, Theodor Storm, Gruppe, Bernhard von Lepel, W. von Merkel u. A. — Die Namen der meisten dieser Dichter sind so bekannt und anerkannt, daß sie uns eine weitere Empfehlung der zu einem Festgeschenk vorzüglich geeigneten „Argo“ ersparen dürfen.

\* A. Reidhardt, der Uebersetzer Walter Scotts hat (bei Leske in Darmstadt) nun auch eine Verdeutschung der „Gedichte“ H. W. Longfellow's, des amerikanischen Romantikers gegeben.

### Musik.

\* Das dritte Abonnementconcert in Leipzig galt als eine Gedächtnißfeier für Robert Schumann und brachte nur Werke dieses Meisters. — Auch in Zwickau, der Vaterstadt Schumanns hat am 28. October eine Erinnerungsfeier für denselben stattgefunden. —

\* In Weimar soll im Laufe dieses Winters Richard Wagners Erstlingsoper „Rienzi,“ die sich durch Jugendfeuer und Schwung auszeichnet, obgleich sie nicht die spätern Meisterschöpfungen Wagners erreicht, zur ersten Aufführung kommen.

\* Joachim Raff ist mit der Composition einer komischen Oper beschäftigt. —

\* Charakteristisch für die Sängerververschämtheit unserer Tage ist ein Ausspruch, den sich der Kaiser von Oesterreich jüngst zu thun veranlaßt fand. In Bezug auf die Ansprüche des Tenoristen Steger in Wien bei seinem neuen Engagement für das Kärnthnertheater erzählt man sich nämlich, daß derselbe, als man in ihn drang, für einen neuen Contract seine Bedingungen zu stellen, sich zu folgenden herabließ: 1) Verlange er das Doppelte seiner bisherigen Gage; 2) täglich eine Prosceniumsloge zu seiner Disposition; 3) vier Monate Urlaub im Jahre, und endlich 4) wünsche er an Stelle des bisherigen kaiserlichen Intendanten Grafen Lanskoronsky einen andern Chef für die Oper. — Als man dem Kaiser diese Forderungen unterbreitete, sagte er lächelnd: „Fragen Sie doch Herrn Steger, ob er erlaubt, daß ich am Ruder bleibe.“

### Neue Schiller- und Götheliteratur.

\* Bekanntlich bilden die über Schiller und Göthe existirenden Werke und Brieffsammlungen schon eine eigne Literatur. Von Zeit zu Zeit erhält dieselbe immer wieder Vermehrung, oft Unbedeutendes, oft aber auch sehr Beachtenswerthes. — So liegen uns gegenwärtig „Schillers Briefe“ und „Göthes Briefe,“ Excerpte und Zusammenstellungen aus ihren Briefwechseln, mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen, (Berlin, in der allgemeinen deutschen Verlagsanstalt) im Cottaschen Classikerformat und in zweiter Auflage vor. — Wichtiger ist eine Schrift „Schillers und Göthes Xenienmanuscript“ zum erstenmale bekannt gemacht durch Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Der verstorbene Boas erhielt kurz vor seinem Tode durch Eckermann in Weimar das Xenienmanuscript, durch welches alle Zweifel über die Autorschaft der einzelnen Xenien gelöst und manches bisher Unbekannte ans Licht gefördert werden konnte. Für die Besitzer von Boas' Buche „Schiller und Göthe im Xenienkampf“ ist diese Schrift (Berlin, Verlag von Louis Hirsch) eine wichtige Ergänzung. Ferner erwähnen wir einen in Leipzig (Dylische Buchhandlung) herausgekommenen „Briefwechsel zwischen Göthe und Staatsrath Schulz.“ — Dem Ganzen ist eine Biographie des Staatsrathes Chr. L. Fr. Schulz vorausgeschickt, der als fanatischer Verfolger der demagogischen Umtriebe, eine traurige Berühmtheit erhalten hat, und dem seine gereizte, aber aus bessern Gefühlen hervorgegangene Handlungsweise selbst einen großen Theil seines Lebens verbitterte. In der von Heinrich Dünker verfaßten Biographie lernen wir Schulz von achtungswerthen Seiten, als trefflichen Gatten und Vater, als vielseitig gebildeten Mann und denkenden Kunstfreund kennen. Letztere Eigenschaft war es denn auch, die eine nähere Verbindung zwischen Göthe und Schulz veranlaßte, und um künstlerische Fragen bewegt sich der größere Theil der Briefe. Besonders zeigte sich Schulz für die Propyläen und Göthes sonst viel angefochtne und verschmähte Farbenlehre empfänglich und begeistert. — Gesammelte Aufsätze von Schulz zur Farbenlehre und Kunstgeschichte bilden den Anhang des Buches, der von dem Ingenieurlieutenant Otto Schulz, einem Sohne des Verstorbenen herausgegeben ist.

## Correspondenz.

Dresden, den 30. October 1856.

Unser Hoftheater zeigt sich mit Novitäten und das mit guten Novitäten sehr rüstig. Zwar mußten vom „Narciss“ bis „Nur eine Seele“ von Wilhelm Wolfssohn, das vor 8 Tagen zum erstenmale in Scene ging, ein paar zweifelhafte Bluettenstationen (Trautmann: „Don Juan in Wiesbaden“ — G. zu Putlig: „übers Meer“) und ein Stück Vandalismus in der Person der Signora Pepita \*) passiert werden, aber es bleibt einmal rühmendwerth, daß ein größeres und bedeutendes Stück dem andern folgt.

Wolfssohn hat schon einmal ein Drama aus russischen Zuständen, aus Conflicten derselben geschaffen. „Czar und Bürger“ hat aber nicht den Beifall erlangen können, den neuerdings „Nur eine Seele“ nach Vorangang Berlins gefunden, und den es unsrer Meinung nach auch verdient hat. Wolfssohn schildert in seinem Drama das Tragische der russischen Leibeigenschaft, wo sich mit ihr (wie das ja in Rußland so häufig der Fall ist) Bildung verbindet. Bereits Raupach zeichnete in „Isidor und Olga“ ein so unnatürliches, grauenenerregendes Verhältniß, und bei Wolfssohn steigert sich der Eindruck dadurch, daß seine Heldin Helene eben ein Weib ist, die zurückgestoßen aus den Kreisen der Bildung in ihr Nichts, es noch schwerer empfinden muß, noch hilfloser dagegen ist denn ein Mann. Diese ganze Anlage ist allerdings tragisch und wenn zum Schluß kaiserliche Gnade wie in den Ifflandschen Stücken der Fürst hineintritt, und die zum Aeußersten getriebenen Verhältnisse in das Gleis des Glücks führt, so macht dies freilich den Eindruck einer Concession an das Publikum. Vielleicht aber (und dies scheint uns von vielen hiesigen Referenten übersehen) könnte der Verfasser auch für diesen Zug, für diese plötzlich eintretende Gnade des Kaisers eine culturhistorische Bedeutung in Anspruch nehmen. Bekanntlich repräsentirt in Rußland das Czarenthum gegenüber dem Adel den Fortschritt und arbeitet auf allmähliche Beseitigung der Leibeigenschaft hin — hat es wenigstens oft gethan. Es wäre immer möglich, daß der Verfasser dies

\*) Pepita hat in Deutschland übrigens Kunstfortschritte gemacht: sie trat hier, nachdem sie das Jahrmaktpublikum zur Genüge durch ihre Trivolitäten erfreut, in der „Stimmen von Bartici“ auf.

hätte ausdrücken wollen. Die Sprache seines Dramas ist eine kräftige, gewählte. — Durch Frau Bayer Bürck als Helene und Dawson als Fürst Michel (ein Repräsentant der geleckten Barbarei, der einige Verwandtschaft mit dem russischen Fürsten in Gustav Freytags „Waldemar“ hat) eine vorzügliche. Weiteren Arbeiten des Verfassers darf man mit vielem Interesse entgegensehen. —

Für nächste Woche stehen die Feierlichkeiten einer fürstlichen Vermählung, derjenigen Ihrer K. Hoheit der Prinzessin Margarethe mit Sr. K. K. Hoheit dem Erzherzog Karl Ludwig, Statthalter von Tyrol, die am vierten November stattfindet, bevor. Zur Festoper ist nicht, wie dies ursprünglich erwartet wurde, Spontinis „Olympia“, sondern Glucks „Iphigenie“ gewählt worden, ein Tausch, den wir bei aller Achtung vor Spontinis Werke, das uns darum wohl nicht entgeht, nur willkommen heißen können. —

Von sonstigen musikalischen Genüssen erwarten wir einige Soireen von Marie Wied, ferner Soireen für Kammermusik. Die „Dresdner Abonnentencconcerte“ bleiben noch immer eine terra incognita. Es ist wirklich beklagenswerth, daß eine Stadt von weit über hunderttausend Einwohnern, angefüllt mit Tausenden von wahrhaft Gebildeten, eine Stadt die sich den Sitz aller Künste heißt, hinter sächsischen Provinzialstädten wie Freiberg und Zwickau zurückbleibt. Eine Kapelle deren Vortrefflichkeit durch ganz Deutschland anerkannt ist, deren einzelne Glieder sich einer Berühmtheit als Virtuosen erfreuen — eine so gestaltete Kapelle und dabei keine Abonnentencconcerte, sondern eine Anzahl einzelner, verstreuter, größtentheils im Wohlthätigkeitsinteresse veranstalteter Musikaufführungen. Sollte sich denn unter den Musikern \*) und Kunstfreunden Dresdens Niemand finden, der hier die Initiative zu ergreifen vermöchte. —

Wissenschaftliche Vorträge finden auch in diesem Winter viele und zwar unter erfreulicher Theilnahme, wie wir vernehmen, statt. Dr. Fleck hält populäre Vorträge über Chemie, Hirsch Dänemark über Gedächtniskunst, L. v. Renier über italienische Literatur.

E. G.

\*) Dieselben haben kürzlich durch die Uebersiedelung des dänischen Componisten Siegfried Saloman Zuwachs erhalten.

D. R.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.